

# Ankommen und das Leben sortieren

Es ist selbstverständlich, dass das Bett mit gemangelter Wäsche bezogen ist. Auch die Tüte Gummibärchen auf dem Kopfkissen gehört dazu. Das ist aber schon fast alles, was in der Einrichtung für Obdachlose im Hannoveraner Stadtteil Vahrenwald an ein Hotel erinnert. Die Zimmer in dem Aufnahmebereich sind klein, zwischen 8 und 12 Quadratmeter. Ein Bett, ein Schrank, ein Tisch, ein Stuhl und ein Kühlschrank gehören zur Ausstattung. Bilder an den gelblichen Wänden gibt es nicht. Auf dem Boden liegt grauer PVC. Die Einzelzimmer reihen sich an tristen Fluren. Auf jeder Etage gibt es Gemeinschafts-sanitäräume und kleine Teeküchen mit Spüle und Herd, aber ohne Geschirr. Das bewahrt jeder Bewohner in seinem Zimmer auf.

„Das Wichtigste, was wir den Menschen entgegenbringen, ist Wertschätzung“, so Christine Wilke. Als Hauswirtschaftliche Betriebsleiterin ist sie in der Einrichtung der Diakonie Leiterin der Abteilung Wirtschafts- und Versorgungsdienste.“ Diese Menschen, die hierherkommen, haben alles verloren und jetzt müssen sie sich auch noch eingestehen, dass ihr Leben gescheitert ist“, erläutert Wilke, die seit über zwanzig Jahren hier arbeitet und das nach wie vor mit Überzeugung und großem Engagement. „Die Menschen, die von der Straße kommen, müssen erst einmal ankommen“, so Andreas Sonnenberg, Vorstand des Vereins Werkheim, der die Einrichtung für alleinstehende wohnungslose Männer mit insgesamt 214 Plätzen betreibt. „Und dazu gehört es, dass sich die Männer erst einmal in ein gemachtes Bett legen können“, ergänzt die HBL.

„Wohnungslosigkeit ist die extremste Form der Armut“, so Andreas Sonnenberg. 164 Plätze stehen für Männer in

besonderen sozialen Schwierigkeiten und 50 Plätze für Männer, die keine Chance mehr auf ein Leben ohne Unterstützung haben. Sie fallen unter die sogenannten „Langzeithilfen“. Sie können bleiben, solange sie noch mobil sind, das heißt alleine zum Essen gehen können und keinen Pflegebedarf haben.

„Die Armut nimmt zu und das in unserem reichen Land“, so Sonnenberg. Es gibt zwar keine offizielle Statistik über Wohnungslose, aber laut Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungshilfe e.V. steigt die Zahl der Wohnungslosen. Waren es laut Statistik im Jahr 2014 335.000 so geht man von bis zu 536.000 im Jahr 2018 aus. Es gibt viele Gründe, warum Menschen wohnungslos werden. Ein Grund ist laut Sonnenberg, dass der Markt für bezahlbaren Wohnraum immer enger wird. „Schafften wir es vor einigen Jahren noch, pro Jahr etwa 40 bis 50 Männer in einer eigenen Wohnung unterzubringen, so sind es momentan etwa 10 bis 15 Männer pro Jahr.“ Und das obwohl die Mitarbeiter von Werkheim e.V. viel mehr Zeit für die Wohnungssuche investierten. „Wir haben Kooperationen mit Wohnungsbaugesellschaften und wir treten auch selbst als Mieter auf.“ Leider seien diese Bemühungen vergeblich, da es in städti-

*Zielgruppe der Einrichtung Werkheim e.V. sind alleinstehende wohnungslose Männer, die stationäre Hilfe zur Überwindung besonderer sozialer Schwierigkeiten (gem. §§ 67 ff., SGB XII) benötigen. Das Werkheim bietet sofortige Hilfe in einem akuten Wohnungsnotfall und individuelle sozialpädagogische Unterstützung bei der persönlichen Lebensplanung. Ziel ist, die Rückführung in eine eigene Wohnung oder die Vermittlung weiterführender Hilfen.*

schon Bereichen viel zu wenig Ein-Zimmer-Wohnungen gäbe. „Mit dem Stempel „wohnungslos“ hat man auf dem Wohnungsmarkt verminderte Chancen“, weiß Sonnenberg aus langjähriger Erfahrung.

Die durchschnittliche Verweildauer in der Einrichtung beträgt etwa ein Jahr. „Dann ist meist klar, wie es weitergeht.“ Die Ziele, die sich die Männer mit Unterstützung von Sozialarbeitern stecken, können ganz unterschiedlich sein. Für viele ist es die eigene Wohnung, manche entscheiden sich für andere Hilfe, um zum Beispiel ihre Suchtkrankheit zu behandeln. Doch die angespannte Situation auf dem Wohnungsmarkt führt dazu, dass die Männer länger in der Einrichtung verbleiben. „Hier verstopft gerade das Hilfesystem“, warnt Sonnenberg. Unter Umständen müssten andere Männer abgewiesen werden, wenn gerade kein Platz in der Büttnerstraße frei sei.

„Wohnungslos und ich weiß nicht mehr weiter“, so lapidar klingen die Aufnahmekriterien und sind doch so dramatisch. Oft ist eine Krankheit der Auslöser, um in die Einrichtung zu gehen. „Und wer auf der Straße lebt, wird irgendwann krank und sucht Unterstützung“, weiß der Einrichtungsleiter. „Wir machen keine Straßensozialarbeit. Aber unsere Adresse ist bei allen möglichen Anlaufstellen wie zum Beispiel der Bahnhofsmision bekannt.“ Entscheidend sei, dass die Menschen die Entscheidung selbst treffen, hierher zu wollen und sich eingestehen, dass sie Hilfe brauchen.

Die Ursachen, dass Menschen in diese ausweglose Situation geraten, sind vielfältig. Christine Wilke spricht von „Mehrfachproblematik“. Andreas Sonnenberg bezeichnet das Harz-IV-System als ein Risiko, um in eine finanzielle Notlage zu geraten. Bereits nach einem Jahr Arbeitslosigkeit bestehe die Gefahr,



*Erfolg ist in der Einrichtung für Wohnungslose ein relativer Begriff. Wenn Menschen es schaffen, ihre Talente zu entdecken und einzusetzen, ist das ein großer Erfolg. Die Band „Büttners Best Choice“ mit wohnungslosen Männern ist ein Beispiel dafür (oben). Wertschätzung gegenüber allen Bewohnern ist für die Hauswirtschaftliche Betriebsleiterin Christine Wilke (links) die Grundvoraussetzung für die Arbeit in der Einrichtung.*

dass man nur noch Geld in Höhe der Sozialhilfe zur Verfügung hat und somit mögliche finanzielle Verpflichtungen nicht mehr erfüllen könne. Hinzu kämen aber oft noch andere Probleme bzw. oft ein ganzes Paket an Problemen und Krisen. „Das Schlimmste ist allerdings, dass das soziale Umfeld wegbricht oder vielleicht auch nicht ausreichend vorhanden war“, erklärt Sonnenberg. „Manche Menschen stecken dann den Kopf in den Sand, machen ihre Post nicht mehr

schen erst einmal in Ruhe ankommen, schlafen und sich ein wenig erholen.“ Dann bieten wir sozialpädagogische Begleitung und Unterstützung an. „Wir begleiten die Menschen, aber wir nehmen ihnen nichts ab“, so der Leiter der Einrichtung. Manche Menschen, die in die Einrichtung kommen, weil sie nicht mehr weiterwissen, bleiben trotzdem nur kurz – wenige Tage oder Wochen. „Es ist ihnen zu eng hier oder sie sind noch nicht bereit, die Hilfe anzunehmen“,

auf, kümmern sich nicht mehr um ihre privaten und finanziellen Angelegenheiten ...“

erläutert Sonnenberg. „Aber viele kommen wieder, auch mehrmals“, ergänzt die HBL. „Es ist einfach schwer, sich einzugestehen, dass man allein nicht mehr klarkommt.“ Personen, die in der Einrichtung leben, müssen ihre Harz-IV-Bezüge für Unterkunft und Verpflegung einsetzen. Sie bekommen lediglich ein monatliches Taschengeld für ihre persönlichen Bedürfnisse ausgezahlt. Auch das sei für viele Menschen schwierig, da sie zum Beispiel alkoholsüchtig seien und das Geld dafür brauchen. Alkohol ist im Werkheim nicht verboten. „Wir sind eine nasse Einrichtung“, heißt es im Fachjargon. Es sei auch ein Stück Normalität, denn in der eigenen Wohnung sei Alkohol ja auch nicht verboten.



Allerdings gibt es eine Null-Toleranzgrenze bei Gewalt. Gewalt führt zum Hausverbot und der Auflage, dass der Mensch ein Jahr lang nicht wieder aufgenommen wird. „Für die Anzahl der Menschen, die hier leben, passiert relativ wenig“, so der Leiter der Einrichtung. Es gibt aber auch sogenannte „trockene Einrichtungen“, in denen absolutes Alkoholverbot besteht. „Wir verstehen unsere Arbeit als Beziehungsarbeit“, so Sonnenberg, „denn nur wenn man eine Beziehung zu den Menschen aufbaut, kann man über Probleme reden.“ Auch Christine Wilke mit ihrem hauswirtschaftlichen Team trägt diese Haltung. „Wer hier arbeitet, muss die Menschen wertschätzen. Das mache ich den Mitarbeitern schon im Vorstellungsgespräch klar.“ Ihr ist bewusst, dass das ein hoher menschlicher Anspruch an die Mitarbeiter sei, aber ohne diese positive Grundeinstellung sei ein Arbeiten in der Einrichtung nicht möglich, da die Mitarbeiter immer im direkten Bezug zu den Bewohnern stünden. Einfach sei die Arbeit manchmal nicht, weiß auch Wilke. Als Beispiel nennt sie die Reinigungskräfte, die manchmal wirklich unschöne Dinge erleben. Und auch wenn es eigentlich fast unzumutbar sei, die Toilette zu reinigen, so steht die Wertschätzung der Bewohner trotzdem über allem. Hintergründe und Informationen seien wichtig, um die Bewohner



zu verstehen. So erklärt Christine Wilke, dass Menschen, die auf der Straße gelebt haben, oft kein Gefühl mehr für Sauberkeit und Ordnung hätten. Aufgrund von Krankheiten oder Sucht treten häufiger Verdauungsprobleme auf und somit könne es zu starken Verschmutzungen der Toiletten kommen. Auch bei der Benutzung der Küchen erlebe man oft unglaubliche Dinge. Ist gerade keine Pfanne zur Hand, so käme es schon mal vor, dass das Spiegelei auf dem Backblech im Ofen oder direkt auf der Herdplatte zubereitet würde. Nach Standardablaufplänen könne kaum gearbeitet werden. „Wir können hier nur ergebnisorientiert reinigen“, so die Hauswirtschaftliche Betriebsleiterin. Für die Ordnung und Sauberkeit im

Zimmer sind die Bewohner selbst verantwortlich. Alle sechs Wochen gibt es angemeldete Begehungen in den Zimmern. Wenn der Zustand des Zimmers oder des Kühlschranks im Sinne der Gesundheitsvorsorge nicht toleriert werden kann, wird der zuständige Sozialarbeiter eingeschaltet, der den Bewohner dann unterstützt, für Ordnung und Sauberkeit zu sorgen. Wenn die Bewohner es selbst auch mit Unterstützung nicht schaffen, ihr Zimmer sauber zu halten, übernimmt der hauswirtschaftliche Dienst entsprechende Reinigungsarbeiten. Ansonsten werden die Menschen umfassend versorgt. Im Speisesaal gibt es Frühstück und Mittagessen. Um das Abendbrot kümmern sich die Bewohner



*Die Mitarbeiter in der Hauswirtschaft versorgen die Männer in der Einrichtung für Obdachlose umfassend – vom Essen bis zur Wäsche. Für einen Teil der Männer ist die Einrichtung der dauerhafte Wohnsitz, da man davon ausgeht, dass sie es nicht mehr schaffen, selbstständig zu leben und für sich zu sorgen.*



anzubieten. Es werden verschiedene Ernährungsformen und verschiedene Diäten berücksichtigt. Um das Speisenangebot den Wünschen der Bewohner anzupassen, gibt es regelmäßige Gespräche zwischen Küchenverantwortlichen und der Bewohnervertretung.

Im Speisesaal sitzen die Männer oft allein vor ihren Tablett. Viel Kommunikation gibt es nicht. „Viele Menschen, die auf der Straße leben, haben verlernt, in Gesellschaft zu essen“, erläutert Christine Wilke. „Einige ertragen sich auch untereinander nicht.“ Deshalb sei es so wichtig, dass alle Männer in der Einrichtung ein Einzelzimmer haben, damit sie sich zurückziehen können. Einige Männer kommen mit ihrem eigenen kleinen Topf in den Speisesaal. Aus hygienischen Gründen bekommen sie das Essen bei der Essensausgabe aber auf den Teller. Am Tisch füllen sie das Essen dann in den mitgebrachten Topf und nehmen es mit in ihr Zimmer, um dort allein zu essen. Christine Wilke hat ein kompliziertes und aufwändiges Pfandsystem mit selbsthergestellten, mehrfarbigen Papiercoupons für Geschirr, Tablett und Vorratsdosen entwickelt, um den „Schwund“ an Geschirr in Grenzen zu halten. Mit dem System müssen die Bewohner Geschirr und Besteck zurückbringen.

Auch für die Wäsche wird gesorgt. Bettwäsche und Handtücher werden von der Einrichtung gestellt. Die persönliche

Wäsche kann entweder selbst gewaschen oder in der Wäscherei abgegeben werden. In einer kleinen Näherei werden Flickarbeiten sowohl von Heimwäsche als auch von privater Wäsche erledigt. Viele Bewohner geben aus Angst vor Verlust ihre Wäsche nicht aus der Hand. Sie kümmern sich selbst darum. Dafür stehen Waschmaschinen zur Verfügung. Zu den Aufgaben der Abteilungsleiterin Wirtschafts- und Versorgungsdienste gehört es auch, die Arbeitsgelegenheit (AGH) zu koordinieren. So arbeiten in der Küche, im, in der Cafeteria, in der Hauswirtschaft, im Fahrdienst und in der Wäscherei Menschen, die auf dem ersten Arbeitsmarkt keine Chance hätten. Sonnenberg betont, dass es nicht die Bewohner aus der eigenen Einrichtung sind, die hier arbeiten, sondern Menschen mit ähnlichen Schwierigkeiten aus anderen Einrichtungen oder Maßnahmen. „Wir wollen Wohnen und Arbeiten trennen, das heißt, unsere Bewohner, die arbeiten, machen das in anderen sozialen Einrichtungen.“ Insgesamt 18 Menschen arbeiten über AGH-Maßnahmen für etwa 30 Stunden in der Woche im Werkheim. „Diese Menschen anzuleiten und in den laufenden Arbeitsprozess zu integrieren, ist eine große Herausforderung. Hier konnte ich mich beruflich verwirklichen“, so Christine Wilke. Sie gibt zu, dass sie immer gehofft hat, die Hauswirtschaft im Rahmen der sozialpädagogischen Begleitung

selbst. Dafür werden dreimal in der Woche während des Mittagessens Lebensmittel von Wurst und Käse über Brot bis hin zu Gemüse ausgegeben. Diese lagern die Bewohner in ihren Kühlschränken im Zimmer. Zum einen erlaubt dieses System, dass in der Küche nur im Einschicht-Betrieb gearbeitet wird, zum anderen üben die Bewohner zumindest ein wenig, eigenständigen Alltag zu leben. Mit einer Ausnahme: Bewohner, die einer geregelten Arbeit nachgehen, verpflegen sich selbst. Sie nutzen die Etagenküchen für die Zubereitung der Mahlzeiten.

Das Küchen-Team bereitet jeden Tag für etwa 120 bis 150 Personen das Essen zu. Anspruch ist es, ein attraktives Essen



Mit dem Benefiz-Etappenlauf versucht der Verein Werkheim e.V. die Öffentlichkeit für das Thema Wohnungslosigkeit zu sensibilisieren. Gleichzeitig werden Spenden für Kinder- und Jugendprojekte gesammelt. Es laufen nicht nur Mitarbeiter und Bewohner, sondern Menschen aus allen Bevölkerungsgruppen. Der Küchenleiter Alexander Rapior (vorne links) gibt das Tempo an.

stärker einzusetzen. Die Bewohner könnten davon profitieren und für den Schritt in die Selbstständigkeit wäre es sehr hilfreich. Aber politisch sei das auf absehbare Zeit kaum durchsetzbar. Die Hauswirtschaft hat im Werkheim schon immer einen hohen Stellenwert, freut sich Christine Wilke über die Anerkennung, die ihr hier entgegengebracht wird und über den Gestaltungsraum, den sie hat.

Erfolg lässt sich laut Andreas Sonnenberg nicht in Kennzahlen ausdrücken. „Was heißt geschafft? Für uns ist es schon erfolgreich, wenn jemand seine Probleme angeht. Und wenn jemand ein für ihn würdevolles Leben führen kann, ist das auch ein Erfolg, auch wenn die Lebenssituation aus unserem Blickwinkel betrachtet immer noch problematisch ist. Erfolg ist auch, wenn die Menschen verstehen, was mit ihnen passiert.“

„Es ist ein Kraftakt, was die Menschen hier leisten. Ich habe alle Hochachtung

vor diesen Menschen“, ergänzt Sonnenberg. „Es ist fast eine übermenschliche Leistung von hier wieder in normale Bezüge zu kommen.“

Umso erfreulicher sind dann kleine Erfolgserlebnisse: F.W. lebt auf Dauer hier, da er es laut Prognose nicht mehr schaffen wird, sein Leben selbst zu organisieren. Alkohol ist sein ständiger Begleiter. Aber er hat zwei feste Termine in der Woche: Probe mit der Band „Büttner Best Choice“. Dann setzt sich der Musiker ans Schlagzeug und gibt den Rhythmus vor. Die Band aus Bewohnern des Werkheims ist mittlerweile über den Stadtteil hinaus bekannt und selbst eine Einladung zu einem Sommerfest einer diakonischen Einrichtung in Berlin liegt vor. F.W. erzählt, dass er seit seinem 18. Lebensjahr Schlagzeug spielt und die Begeisterung, mit der er das macht, ist sofort zu spüren.

„Wir versuchen immer, mit den Kompetenzen der Menschen zu arbeiten und diese dann auch in der Öffentlichkeit zu

zeigen“, erläutert Andreas Sonnenberg das Konzept. So entstand auch die Idee zu einem Benefiz-Etappen-Marathon, der in diesem Jahr zum zehnten Mal ausgetragen wurde. Eine Läufergruppe aus Bewohnern und Mitarbeitern hatte die Idee dazu: „Wir wollen etwas an die Gesellschaft zurückgeben. Das heißt, wir laufen nicht für uns selbst, sondern für verschiedene regionale Kinder- und Jugendprojekte.“ Es geht bei dem Benefizlauf nicht um Schnelligkeit oder Sieger, sondern darum, etwas gemeinsam zu machen. So läuft der Küchenleiter Alexander Rapior mit dem Tempo 6:30 min/km voraus und alle anderen Läufer passen sich dem Tempo an. Und es gibt nur Sieger: Das Thema Wohnungslosigkeit rückt in die Öffentlichkeit, die Bewohner merken, dass sie etwas leisten können, es wird Geld für Kinder- und Jugendprojekte gesammelt und die Kinder, die mitlaufen, erfahren, wo echte Not ist. Die Strecke von knapp 45 Kilometer ist in neun Etappen eingeteilt und jeder kann so viele Etappen mitlaufen, wie er möchte – bis zum Marathon. Start und Ziel ist in der Büttnerstraße auf dem Gelände der Einrichtung. Und hier kommt auch die Hauswirtschaft ins Spiel: Es gibt nicht nur Zwischenverpflegung an den jeweiligen Etappenzielen, sondern am Schluss gibt es ein großes Läuferbuffet. „Wir wollten nicht die übliche Bratwurst anbieten, sondern etwas Leichtes und Gesundes“, erzählt Christine Wilke. So gibt es verschiedene selbstgebackene Brotsorten, verschiedene Dips und jede Menge Gemüsesticks. Statt finanzieller Mittel setzen wir das ein, was wir gut können: „Laufen, organisieren und netzwerken.“

Beatrix Flatt